

Wiener Zeitschrift

f ü r

Kunst, Literatur, Theater

u n d

M o d e.

Dinstag, den 25. November 1823.

141

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertel. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer viertel. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. von N. Strauß (Bureau de l'österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Kosmologische Betrachtungen über die Bahnen der Himmelskörper.

(S c h l u ß.)

Johann Kepler ward den 27. December 1571 zu Weil in Württemberg geboren. Sein Vater, ein armer deutscher Landmann, endigte nach vielen vergeblichen Versuchen, sich der Armuth zu entziehen, damit, daß er einen Gasthof anlegte, in welchem er auch einige Jahre nachher in der größten Dürftigkeit starb. Auf diese Weise ohne Unterstützung blieb Kepler bloß sich selbst überlassen, kämpfte in früher Jugend schon mit Noth und Nahrungsorgen, brachte es aber endlich doch nach vielen mühevoll durchlebten Jahren dahin, die theologische Facultät in Tübingen zu beziehen, wo er auch oft und mit großem Beyfalle predigte. Da er schon damals sich mit Mathematik und Astronomie zu beschäftigen anfing, so mußte er, seine Existenz zu sichern, fremde Kinder in den Elementen unterrichten, und jährlich Kalender herausgeben, welche letztern bald allgemein beliebt wurden, und ihm auch endlich eine Professur der Mathematik und Moral in Grätz in Steyermark verschafften. Hier gab er sein erstes größeres Werk: *Mysterium cosmographicum*, heraus, welches zwar viele pythagoreische Träume, aber dafür noch mehrere gründliche, wahrhaft genialische Ideen enthielt, so daß dadurch der berühmte Astronom, Tycho von Brahe, der zu dieser Zeit von dem Kaiser Rudolph II. aus Dänemark nach Prag gerufen wurde, sich bewogen fand, Keplern als seinen Gehülfen nach Prag einzuladen. Kepler folgte dem Rufe, wurde einige Zeit nach seiner Ankunft dem Monarchen, dem bekannten großen Beschützer der Astronomie, vorgestellt, und erhielt endlich auch eine förmliche Anstellung als kaiserlicher Mathematiker. Allein diese Ehrenstelle konnte ihn nicht vor dem Mangel und den Nahrungsorgen schützen, mit welchen er bisher gekämpft hatte, und da ihm, seiner wiederholten Bitten ungeachtet, in den bedrängten Zeiten des dreißigjährigen Krieges seine Besoldung nicht ausgezahlt wurde, so war er gezwun-

gen, die heterogensten Dinge zu treiben, um sich und den Seinigen das Leben zu fristen. So studierte er schon in seinen älteren Jahren Medicin, in der Hoffnung, sich durch die Praxis das Nöthige zu verdienen. Endlich wurde er dieser peinigenen Verhältnisse überdrüssig, und suchte wieder um eine kleine öffentliche Lehrerstelle in Linz an, die er dann endlich nach vielen Bitten auch erhielt, wo es ihm aber, der damaligen allgemeinen Verwirrung wegen, nicht besser ging. Nach fünfzehn, dort in Kummer und Mangel verlebten Jahren, zog er nach Ulm, wo man ihm Anerbietungen gemacht hatte, die ebenfalls nur halb erfüllt wurden. Endlich nahm ihn der Herzog von Wallenstein, der von seinen großen Entdeckungen gehört hatte, und wenn auch nicht die Astrologie, doch die Astrologie beschützte, zu sich, und da er ihn zu seinen astrologischen Speculationen nicht geeignet fand, so verschaffte er ihm, um ihn wieder auf eine gute Art los zu werden, eine Professorstelle an der Universität in Rostock, über welche Wallenstein das sogenannte Patronatrecht hatte. Kepler erhielt aber auch hier, der ewigen Kriege und Unruhen wegen, die ganz Deutschland verwirrten und der Auflösung nahe brachten, keine Besoldung. Unter den Manuscripten des unsterblichen Mannes, welche jetzt alle bey der Akademie der Wissenschaften in Petersburg aufbewahrt, aber, wie sie es doch so sehr verdienten, nicht herausgegeben werden, findet sich ein Brief, den er von Rostock bald nach seiner Ankunft in dieser Stadt an seine anfangs in Prag zurück gelassene Frau schrieb, die ihm ihren gänzlichen Mangel, besonders an Brennholz in dem damaligen strengen Winter geklagt hatte. In diesem Briefe schreibt ihr Kepler, daß er keine Besoldung erhalte, also selbst ganz ohne Geld sey, und daß sie sich mit ihren Bitten an Tycho wenden möchte, um von ihm einen oder zwey Faden Holz zu erhalten. Sollte Gott mir einmal aufhelfen, und ich unter meiner so lang getragenen Last nicht sinken, so will ich es ihm mit tausend Dank wieder zurück geben.

Während dieses unersreulichen Lebens, mitten unter immerwährenden Nahrungsvorgen und häuslichen Qualen, denen jeder andere unterlegen hätte, beschäftigte sich der unermüdlche, nicht zu beugende Geist des Mannes mit den mühevollsten und schwersten Untersuchungen, und schrieb die großen Werke, welche der ganzen neueren Astronomie das Daseyn gaben, und welche seinen Namen so lange unter den Menschen erhalten werden, als diese selbst den Sinn für die Betrachtung dieser erhabenen Gegenstände nicht verlieren. Von Kummer und Sorgen jeder Art zu Boden gedrückt, hatte er nicht einmal den Trost, den Werth seiner Entdeckungen von seinen Zeitgenossen anerkannt zu sehen, und während sein Nachfolger in England bey seinem Leben und im Tode den Königen gleich gesetzt wurde, ließ diesen sein Vaterland, unser deutsches Vaterland, vor Hunger sterben.

Noch Niemand war so hoch, als Er gestiegen,
Und, Deutsche hört's, er starb in Hungersnoth.
Er wußte nur die Geister zu vergnügen,
Drum ließen ihn die Körper ohne Brot.

8 ä f i n e r.

Im Jahre 1631 beschloß er endlich, in seinem sechzigsten Jahre, eine Fußreise von Rostock nach Regensburg zu machen, um bey dem in der letzten Stadt ausgeschriebenen Reichstag durch Bitten und Flehen vielleicht auch die Rück-

stände seiner Befoldung zu erbetteln. Allein ohne seinen Zweck zu erreichen, unterlag er seiner Last, und starb in Regensburg den 15. November desselben Jahres. Vor etwa dreyßig Jahren fand man zufällig das Inventarium Keplers in der Magistratskanzley dieser alten Reichsstadt auf, es bestand in zwey abgenützten Kleidungen, eben so viel Hemden, einem Siebenzehner und einigen Kupfermünzen, einer ihm von Kaiser Rudolph II. verliehenen Ehrenmedaille, und einem Exemplar seines unsterblichen Werkes: de Stella Martis.

Dieses Werk ist es, in welchem Kepler seine größten Entdeckungen bekannt gemacht hat, Entdeckungen, die in der Geschichte der Sternkunde auf immerwährende Zeiten die wichtigste Epoche bilden werden. Denn es ist hier nicht von solchen Erfindungen die Rede, die nur für diese oder jene abgesonderte Classe von Menschen oft nur auf eine kurze Zeit einwirken, um dann neuern und bessern Erfindungen Platz zu machen, sondern von solchen, die dem ganzen Menschengeschlechte und allen kommenden Zeiten angehören, weil sie die ewigen Geseze der Natur betreffen. Jahrtausende waren vergangen, und kein Sterblicher hat es gewagt, in jenem großen Buche, das doch vor unser aller Augen so lange schon offen da lag, zu lesen, bis endlich er die geheimen Charaktere entzifferte, in welchen jene Geseze der Natur mit Flammenzügen an dem Sternenhimmel geschrieben waren, und bis, durch seine vorhergehenden Untersuchungen unterstützt, Newton es unternehmen konnte, auch den Grund dieser Geseze zu erforschen. Jener schrieb, wenn ich so sagen darf, das Gesezbuch der Natur, den Codex, welchem sich alles in derselben in schweigendem, unverbrüchlichen Gehorsam unterwerfen muß, und erst nachdem das Gesezbuch einmal vollendet war, konnte dieser, ein anderer Montesquieu, es unternehmen, auch den Geist dieser Geseze zu schreiben. So theilen sich diese beyden größten Heroen des siebzehnten, und vielleicht aller verfloffenen und künftigen Jahrhunderte, in den Ruhm, dem Menschengeschlechte die Wunder Gottes verkündet, und ihnen recht eigentlich den Himmel selbst geoffenbaret zu haben.

Um die Schmach des deutschen Vaterlandes, welches seinen besten Sohn, seinen Stolz und seine Zierde, kummervoll leben und endlich sogar Hungers sterben ließ, wenigstens einiger Maßen wieder gut zu machen, wurde Keplern am 27. December 1808, dem Geburtstage desselben, von dem damaligen Fürst Primas Dahlberg in Regensburg ein Denkmal errichtet — ein kleiner, runder, offener Tempel von Backsteinen, mit acht Säulen, in dessen Mitte Keplers Büste von carrarischem Marmor mit der einfachen Unterschrift KEPLER steht. — Das eigentliche Grabmal desselben in Regensburg wurde im Jahre 1634, als die Schweden diese Stadt eroberten, zerstört. Ob nicht auch dieses neuere Denkmal von dem Feuer der Franzosen in der Schlacht des Jahres 1809 zerstört worden ist *), fanden die deutschen Zeitungen nicht der Mühe

*) Wie dieß nur einige Jahre zuvor mit Lillenthal geschehen ist, wo der berühmte Vendamme das astronomische Instl des unvergeßlichen Schröders ohne alle Noth, ohne Kriegsraison, und aus wahren Muthwillen durch Feuer und Plünderung zerstörte. Schröder entsezte sich über diese unerwartete und unerhörte Barbarey der großen Nation, wie sie sich selbst sehr bescheiden nannte, so sehr, daß er in eine unheilbare Schwermuth versank, und den Verlust seiner kostbaren Instrumente kaum ein Jahr überlebte.

wert zu erzählen, und vielleicht mit Recht, denn Kepler bedarf ihrer so wenig, als jenes Denkmals, dessen kleine Kosten erst mühsam durch Subscriptionen unter seinen entarteten Enkeln zusammen gebettelt werden mußten. Denn was wir gewöhnlich mit Säulen und Statuen zu ehren suchen, würde meistens, ohne diesen Nothhülfen, bald ganz unter uns vergessen werden, und wird es oft zusammt allen diesen Denkmälern. Aber Keplers Denkmal ist mit Flammschrift an dem Sternenhimmel selbst eingegraben, ist ewig, wie der Himmel selbst, und weit erhaben über den schüden Undank seiner Zeitgenossen, und selbst über einen solchen Dank der Nachwelt. Sein Name, der Name eines Bauernsohnes aus Weil, wird auch ohne unsere Subscriptionsdenkmäler, selbst dann noch leben, wenn der Name derjenigen, die ihm seinen so wohlverdienten Taglohn nicht ausgezahlt haben, längst vergessen seyn wird in der Geschichte der menschlichen Cultur; selbst die unbekante Stätte seines wahren Grabmales, wie viele verwüstende Heere von Barbaren auch noch darüber hinziehen mögen, wird aufgesucht und verehrt werden, wenn Dahlbergs Monument längst in Staub zerfallen seyn wird, und vielleicht wird man sich einst, wenn auch Regensburg nicht mehr ist, dieser Stadt, die er seine Zuflucht im Unglücke nannte, noch erinnern, nicht wegen den Schlachten, die dort geliefert worden sind, sondern weil der Ort, wo sie einst stand, die Asche des unsterblichen Mannes enthält.

Wenn wir ihm schon unsern Dank erweisen, oder vielmehr, wenn wir den Undank, daß wir einen solchen Mann in unsrer Mitte vor Hunger sterben ließen, wenn wir dieses vor der Nachwelt wenigstens zum Theile wieder gut machen wollen, so gäbe es eine andere Gattung von Monumenten, die besser geeignet sind, unsere Gesinnungen für das wahre, bisher so schmählich verkannte Verdienst zu beurkunden. Unsere Väter haben diese Art von Denkmälern, die edelste und dauerndste, die es gibt, durch die Stiftung des Adels eingeführt, indem sie den Lohn des Verdienstes des Ahnherrn noch auf seine spätesten Enkel übertrugen. Wer unter uns seine Verdienste kennt, wird nicht anstehen zu sagen, daß er sich ein volles Recht auf diese Erkenntlichkeit seiner Nachkommen in der ganzen gebildeten Welt, besonders aber in seinem deutschen Vaterlande erworben hat. Wer würde ihm seine Ehre, öffentlich anerkannt, streitig machen, oder wer würde auf dieser Adelsbank sich nicht gerne neben ihn setzen wollen? Zwar er bedarf auch dieses nicht, aber wir, wir bedürfen es, um den Vorwurf des Auslandes, um den gerechten Tadel der Nachwelt von uns zu wenden, und um das, was wir an dem wahrhaft edlen Manne, so lange er lebte, nicht gethan haben, wenigstens an seinen Enkeln zu thun, die unbekannt und ungeachtet in irgend einem Dorfe Deutschlands mit Noth und Kummer kämpfen, und, wie ihr großer, verkannter Ahnherr, einen unsterblichen Namen tragen, und ihr Brot im Schweiße ihres Angesichtes essen.

Die Allvergänglichkeit.

An Julien.

Aus dem Spanischen des Don Christoval de Mesa *).

Nach dem Sonette: Todo al fin tiene fin, todo alto Imperio etc.

Alles muß am Ziel sein Ziel erreichen:
 Stolge Reiche stürzt der Zeiten Hand;
 Wenn zuhöchst die Sonne dießseits stand,
 Muß in's andre Halbrund sie entweichen.

Bothen Roms und Hellas Siegeszeichen
 Freyheit oder Knechtschaft Meer und Land:
 Nach der Parze grauem Ausspruch schwand
 Beyder Macht in Trümmer, Schutt und Leichen.

Laß den höchsten Bau der Welt entstehen:
 Alt- und Neues maßt der Gang der Zeiten;
 Nichts darf hier auf stete Dauer deuten.

So wird auch dein Lenz, jezt rosig schön,
 Wenn dahin die Blütenjahre gleiten,
 Einst in's Grau des Winters übergehn.

Gottlieb v. Leon.

*) S. dessen Valle de Lagrimas y diversas Rimas, en Madrid, 1607. pag. 73.

Biersylbige Charade.

Heiß drücket der Ersten brennende Gut,
 Kaum rettet die Mädchen der schattige Hut;
 Die letzten entkeimen im Lenzesglanz
 Und schießen empor zum grünenden Kranz. —
 Doch weh, wer das Ganze im Angesicht trägt,
 Wenn gar noch dazu sich die Eitelkeit regt!

J. C. Pöpp.

Schauspiel.

R. F. Hoftheater an der Burg. Zum ersten Male: Sympathie. Lustspiel in zwey Aufzügen, von Lebrün.

Kaschwich, ein Landedelmann, hat seine beyden Töchter den Söhnen seines Freundes von Horst bestimmt, und die Paare sind schon assortirt, um aber seinem Glauben an die Sympathie einen Triumph zu verschaffen, sollen die jungen Herren der Neigung ihres Herzens überlassen bleiben. Diese kommen an, und anfangs scheint es wenigstens auf einer Seite gut zu gehen, die andere bleibt ein wenig dunkel. Bald aber entspinnt sich eine Liebe über's Kreuz, der böde Lebrecht wird zu der schalkhaften Thekla, der joviale Christian zur stillen, schüchternen Emma hingezogen. Der eine und der andere Bund ist schon geschlossen, als Kaschwich endlich seinen Wahn erkennt, und der Unglaube seines Freundes siegt.

Weder die Anlage, noch die Entwicklung dieses Lustspiels können sehr gelobt werden. Abgesehen davon, daß die Idee nicht neu ist, kann sie auch nicht als richtig an-

gesehen werden; Sympathie des Herzens ist kein leerer Wahn, und eine Schwalbe macht noch keinen Sommer. Die gegenseitige Zuneigung der jungen Leute ist ziemlich erzwungen. So wie es auf der einen Seite an Klarheit mangelt, so fehlt es auf der andern an Wahrheit. Der Gegenstand ist zu oberflächlich und bloß theatralisch behandelt. Manche Scenen, wie der zweyte Theil überhaupt, fallen satysam in's Breite, andere aber laufen wie zerstückelt durch einander. Der Anfang verspricht etwas, der Schluß des Act's läßt eine gewisse Leere zurück. Im zweyten werden die komischen Züge nach und nach etwas greller, das Interesse wird indessen nicht merklich dadurch erhöht. Die Scene, wo Thekla den schüchternen Christian aufmuntert, um den gelindesten Ausdruck zu gebrauchen, gewinnt des nicht eben sparsam darin enthaltenen Luststoffs ungeachtet, weder an Zartheit, noch Eindringlichkeit. Die Charaktere haben ungefähr den Zuschnitt der Handlung, und der wirksamste (Thekla) ist ein ziemlich oft vorgeführter Theatercharakter. Man erkennt häufig den Schauspieler, der mit dem Repertoire der gangbaren Stücke wohl vertraut ist. An der Darstellung lag es nicht, daß die Zuschauer mit dem Autor nicht recht sympathisiren wollten. Thekla wurde von Mad. Ansfüh mit der erforderlichen Laune und Schalkhaftigkeit dargestellt, und auch der parodirende Ton der Sentimentalität wirkte sehr erregend. In der vorhin erwähnten Scene, und in dem Moment, wo Thekla den Christian zum Lachen auffordert, indem sie selbst lacht, ist einige Zurückhaltung nicht zu tadeln; die Art und Weise des Lachens ist ein Hauptkennzeichen eines gebildeten Frauenzimmers. Die trockne Drolligkeit des Herrn von Horst gelang dem Darsteller (Herrn Wilhelm) besonders gut. Herr Wotke gibt solche treuherzige Naturmenschen, wie der hier erscheinende blöde Ritter, jederzeit mit Wahrheit.

Den folgenden Tag wurde das Lustspiel wiederholt; vorher aber der Großpapa gegeben. Lustspiel in einem Aufzug, nach dem Französischen der Herren Scribe und Melesville, von Castelli.

Auch die deutsche Bühne hatte früher einen Großpapa, in mehreren Acten, von Hagemann, der jedoch mit dem französischen nichts gemein hat. Dieser, ein reicher, jovialer Mann, wird durch keine anderen Sorgen beunruhigt, als die ihm seine heilrathslustigen Enkel verursachen. Adolph z. B. liebt die Tochter eines Capitalisten, und dieser hat sie einem andern Capitalisten schon versprochen. Adolph ist außer sich, und sucht den Großpapa zu bereden, selbst um das Mädchen anzuhalten; ihm werde sie der Vater nicht abschlagen, vielmehr den früher Verlobten wieder abweisen, und dann könne ja der Großvater dem Enkel seine Rechte überlassen. Diese naive Zumuthung erwiedert der Alte eben so naiv, willigt aber halb im Ernst und halb im Scherz endlich dennoch ein. Nun findet sich's, daß Adolph schon die Sache eingeleitet hat. Der Vater des Mädchens kommt den Handel abzuschließen. Auch Henriette wartet bereits versteckt im Hause, dem Großvater ihre Noth zu klagen. Sie hält Adolph für treulos, weil er sie so leichtsinnig aufopfern kann, und stellt sich wirklich entschlossen, dem Alten ihre Hand zu geben. Die Liebenden gehen in völligem Zwiespalt aus einander, und der Großpapa kommt in die Verlegenheit, aus dem Spiele Ernst zu machen. Der Enkel will verzweifeln. Seine Schwester schlägt sich in's Mittel, indem sie schnell hereintritt, und berichtet, Adolph wolle das Haus verlassen, und unter die Husaren gehn. Jetzt fließt Henriettens Herz über, ihr Freund erkennt sein Unrecht, die Liebenden versöhnen sich, und mit freudigem Erstaunen findet der Großpapa sich aller Mühe überhoben.

Die Unwahrscheinlichkeit herrscht vor in diesem kleinen Stück, wie man sowohl aus der Rolle, die der Großpapa übernimmt, als aus dem Benehmen des liebenden Mädchens und ihres Vaters erseht; die Ausführung dieses Haupttheils bringt auch etwelche Längen vor; alles ist aber auf den Charakter des jovialen Greises berechnet, und die französischen Autoren verstehen es sehr gut, in solchen Fällen jede vortheilhafte Seite hervor zu kehren, die kleinsten Züge und Momente zu benutzen, um das Interesse auf eine andere Weise zu ersehen, und so viele Heiterkeit zu verbreiten, daß man sich willig finden läßt, die Unwahrscheinlichkeit zu übersehen, und die Längen zu vergessen. Der Schluß ist ungewungen, rasch und lebendig. Die alte mürrische Wirthschafterin, die

den sorglosen Greis hofmeistert, macht mit diesem einen glücklichen Contrast, und die beyden Enkel haben in ihren naiven Physiognomien manchen interessanten Zug.

Die Erscheinung des Herrn Koch, als Großpapa (Frohmann) gewinnt dem Stück im Voraus schon die Theilnahme der Versammlung. Man denke sich ihn im traulichen Familienkreis, voll Frohsinn und Biederherzigkeit, von Kindern und Kindeskindern umgeben. Man meint nicht mehr vor der Bühne zu stehen, sondern wenigstens von fern an der Handlung Theil zu nehmen. Man ist überzeugt, wenn er auf den Vorschlag, sich hartherzig zu stellen, mit rührender Gutmüthigkeit erwidert: „Ich! hartherzig!“ Die seltene Regsamkeit des greisen Künstlers fördert auch gedehnte Scenerie. — Die Rolle der alten Cordula ist sehr wirksam. Ein gerundetes, leichtes Spiel, und sie hebt sich durch Situationen und Umgebung schon von selbst. Mad. Koberwein wußte die erregendsten Momente noch mehr hervor zu heben. Herr Kettel gab den Adolph bey vieler Lebendigkeit mit Behauptung des natürlichen Tons; was in dem zuerst erwähnten Stück weniger der Fall war, vielleicht weil er die Charaktere unterscheiden wollte.

Zwischen dem ersten und zweyten Lustspiel wurden von dem Mitglied des k. k. Hoftheaters, Herrn Alois Khaml, Variationen auf der Flöte vorgezungen, über das Thema der beliebten Cavatine des Tancredi, mit großer Reinheit, Deutlichkeit, Anmuth und mit einer ungemein leichten Überwindung bedeutender Schwierigkeiten.

O p e r.

K. k. Hoftheater am Rärthnerthore: Zur Feyer des Namensfestes Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin: Titus, der Gütige, mit Mozarts Musik neu in die Scene gesetzt. Vorher wurde das bey diesen feyerlichen Gelegenheiten übliche Volkslied: „Gott erhalte Franz, den Kaiser!“ angestimmt.

Die Administration hatte durch die Wahl des Kunstwerks, das wieder mit Entzücken aufgenommen wurde, den Freunden der Tonkunst noch einen besonderen festlichen Genuß bereitet. Kann es wohl von einem und demselben Meister drey Kunstwerke geben, die in ihrer Größe und Bedeutsamkeit zugleich in so eigenthümlicher Verschiedenheit einander gegenüber stehen, als Titus, Don Juan und Figaro's Hochzeit? Mozart scheint sich in der erstgenannten Tondichtung absichtlich dem älteren italienischen Styl genähert zu haben. Aber welche Tiefe und Erhabenheit! welche hinreißende Schilderung der reinsten Gefühle, der gewaltigsten Leidenschaften und ihrer, im furchtbar wogenden Kampf, naturgemäßen Entwicklung! Bey diesem Allen — welcher Reichtum an Melodie und Gesang! Ja, man hat sogar in dieser Hinsicht manches Motiv, wie z. B. in der zweyten Arie des Sextus, bey den Worten: „O, wie ist mein Herz beklommen!“ als der Situation und der Stimmung des Gemüths widersprechend bezeichnet wollen. Der unsterbliche Tondichter aber, zu dem in den Stunden der Begeisterung, hätte er sonst auch keine Ahnung davon gehabt, der Genius hernieder schwebte, der ihm Gesänge des Himmels lehrte, und die Geheimnisse des menschlichen Herzens wie des Geisterreichs ihm offenbarte, mochte eine besondere Veranlassung dazu haben. Genug, das Werk, wie es unter Mozarts Händen hervorging — es hat freylich mancherley Veränderungen hier und dort erlitten — steht in seiner edlen Einfachheit, seiner würdevollen Ruh' und Klarheit, wie ein echt antikes Kunstwerk da, und die Kunstweibe des allverehrten Imperators konnte nicht leicht in die Hände würdigerer Meister kommen, als Mozart und Metastasio. Auch die Dichtung ist vorzüglich. Die Charaktere sind mit Wahrheit gezeichnet, in einem wirksamen Contrast von Zartheit, Edelmuth und leidenschaftlichem Unmaß zusammengestellt, die Situationen eindringlich, bey edler, einfacher Haltung des Ganzen. Es ist schade, daß diese dramatische Dichtung in ihrer ursprünglichen Gestalt und mit Recitativen, statt des Dialogs in Prosa, nicht mehr zum Vorschein kommt.

Die Aufführung geschah mit vielem Fleiß und die Zuhörer hatten Ursache, mit

der Leistung im Allgemeinen ihre Zufriedenheit, so wie durch Ergießungen des lautes-
 ten Beyfalls die Anerkennung manches Vorzüglichsten zu beweisen. Titus ist eine
 Glanzrolle des Herrn Forti, der von Scene zu Scene in seinen Leistungen sich selbst
 überbot. Es ist ein seltner Vorzug dieses Sängers, daß er den eignen Anforderungen
 an die Ausbildung seiner Kräfte und seines Talents keine Grenzen gesetzt zu haben
 scheint, sondern von Stufe zu Stufe unaufhaltsam fortrückt. Der Part des Titus
 ist auf den deutschen Bühnen vielfältig vernachlässigt worden. Zuweilen gerieth er an
 einen Tenoristen, ein anderes Mal an einen Basssänger; jeder machte, den Bedürf-
 nissen seines Singorgans gemäß, besondere Einlagen. Hier ist dieser Part, seiner Bes-
 timmung gemäß, jetzt einem Bariton zu Theil geworden, der sich als solcher, und als
 Sänger überhaupt, den vorzüglichsten deutschen Sängern an die Seite stellen darf. Der
 Vortrag der zweyten Arie, in dessen zweyte Hälfte der Chor einfällt (diese, wie so
 manches Andere, rührt nicht von dem Dondichter des Ganzen her), erhielt die
 Zuhörer in fortwährender Spannung, die sich durch öftere Wiederholung des lautes-
 ten Beyfalls Luft zu machen suchte. Anmuth des Gesanges und Wahrheit des Aus-
 drucks wirkten hier in vorzüglich schönem Einklang. Nicht minder leistete Mad.
 Waldmüller als Sextus durch Gesang und Vortrag Beyfallswürdiges. Eine
 vorzügliche Erwähnung verdient die charakteristische Bestimmtheit und Klarheit, in
 welchen jede Regung des Gefühls und der empörten Leidenschaft bis zur Anschau-
 lichkeit entwickelt wurden. Mehrere besonders gelungene Momente im großen Re-
 citativ des ersten Actes, wirkten ergreifend, und die Theilnahme, welche der angenehme
 und affectvolle Vortrag der zweyten Arie erregte, dauerte vom Anfang bis zum Ende
 des Gesangstücks. Das lieblichrührende Duettino mit Annus, das in einfach-fräs-
 tigen Zügen, wie ein Geisteruf aus der Heroenzeit, an die erhabne Freundschaftstreue
 des Alterthums mahnt, und in etlichen dreyßig Tacten den größten Duettts aller andern
 musikalischen Dramen das Gleichgewicht hält, wurde unter lautem Jubel zum zweyten
 Mal verlangt. Mad. Grünbaum leistete als Vitellia viel Schönes und Ges-
 lungenes, sowohl in der ersten Arie, als in den Ensemblestücken, doch schien die Stimme
 ihr an diesem Abend zu versagen. Dieß wurde besonders merklich in dem Terzett vor
 dem ersten Finale, bey dem ergreifenden Übergang, und mochte Schuld daran seyn,
 daß die sehnlich erwartete Arie im zweyten Act, mit Begleitung des Bassethorns, dieß-
 mal übergangen wurde. Das Duett zwischen Servilia (Mlle. Bondra) und An-
 nus (Mlle. Unger) gesungen, worin der rührendste Ausdruck unschuldiger Liebe ath-
 met, wurde mit Zartheit vorgetragen. Übrigens wirkte die Stimme der zuletzt genann-
 ten Sängerin etwas schwach in dieser Vorstellung. Herr Seipel sang den Part
 des Publius lobenswerth. Wir glauben nicht, daß die alten Quiritier das Wort Am-
 phitheater anders betonten, als es im neuen Rom und anderwärts gebräuchlich ist.
 Hier wenigstens hörten wir eine fremdartige Verwechslung des Accents, was jedoch eine
 Folge der Übereilung seyn konnte. Die Chöre wurden unvergleichlich ausgeführt. Die
 größte Wirkung erregte in Verbindung mit den Hauptstimmen der Chor am Schluß
 des ersten Finales, und der erste des zweyten Actes, wo Senat und Volk auf dem Ca-
 pitotium den Göttern für die Erhaltung des geliebten Kaisers danken, in welchen die Her-
 sen aller an diesem feyerlichen Abend Theilnehmenden freudig einstimmten. * — *

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß.